

Reisebriefe aus dem fernen Osten

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **2 (1898-1899)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein rosiges Gesichtchen mit zwei lachenden Augen guckte um die Ofenecke: „Gelt, Schneiderlein, du lachst auf den Stockzähnen, ich seh's dir an!“

„Nein,“ sagte er und schaute die schüchtern hervortretende Maid so seltsam an, daß ihr mit einemale zwei Nöslein auf den Backen wuchsen — „ich möchte dir wohl noch lange zuhören.“

„Was schaust mich den so spässig an?“ fragte sie jetzt plötzlich resolut.

„Wegen nichts,“ gab er kleinlaut zurück.

„Sag's mir recht — siehst mich etwa gern?“ wunderte sie.

„Ja gern,“ kam's flüsternd und zögernd von seinen Lippen. Sie lachte: „Warum thust du so gstabet und kräufelst bloß den Schnabel, wenn's dir doch um's küssen ist, meinst denn die Maitli seien bloß zum Anschauen auf der Welt?“

Da umhalste er sie überglücklich und schaffte jetzt mit dem Mundwerk noch viel flinker als mit der Nadel, was sie ihm aber nicht übel zu nehmen schien, denn so fröhlich er bar auszahlte, so fröhlich quittirte sie. „So nun wisch den Schnabel, es tut's!“ sagte sie mit einemmal entschieden und tschuppte ihn meisterlosig im braunen, sorglich gescheitelten Haar, — wir kommen wieder zusammen, ich muß jetzt die Geißen hirtten.“

„Ach ja, aber bis heute abend bin ich ja mit der Arbeit zu Ende,“ machte trübselig das Schneiderlein „und sobald es nichts mehr zu flicken gibt, kann ich wandern, ja wandern und die Lieb', die bleibt zurück.“

„Man merkt wohl, daß du Nepomuk heißest,“ sagte sie und huschte schelmisch lächelnd aus dem Stubeli. Der Schneidergesell aber hockte sich ganz verwirrt auf seine Stabelle an's Bugenscheiblein und nähte in süßes Träumen versunken den abgetrennten, himmelblauen Rockärmel des Marannli an des Bauern Sonntagskittel, wobei er leise vor sich hinsang: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus und du mein Schatz bleibst hier.“

(Fortsetzung folgt).



Reisebriefe aus dem fernen Osten.

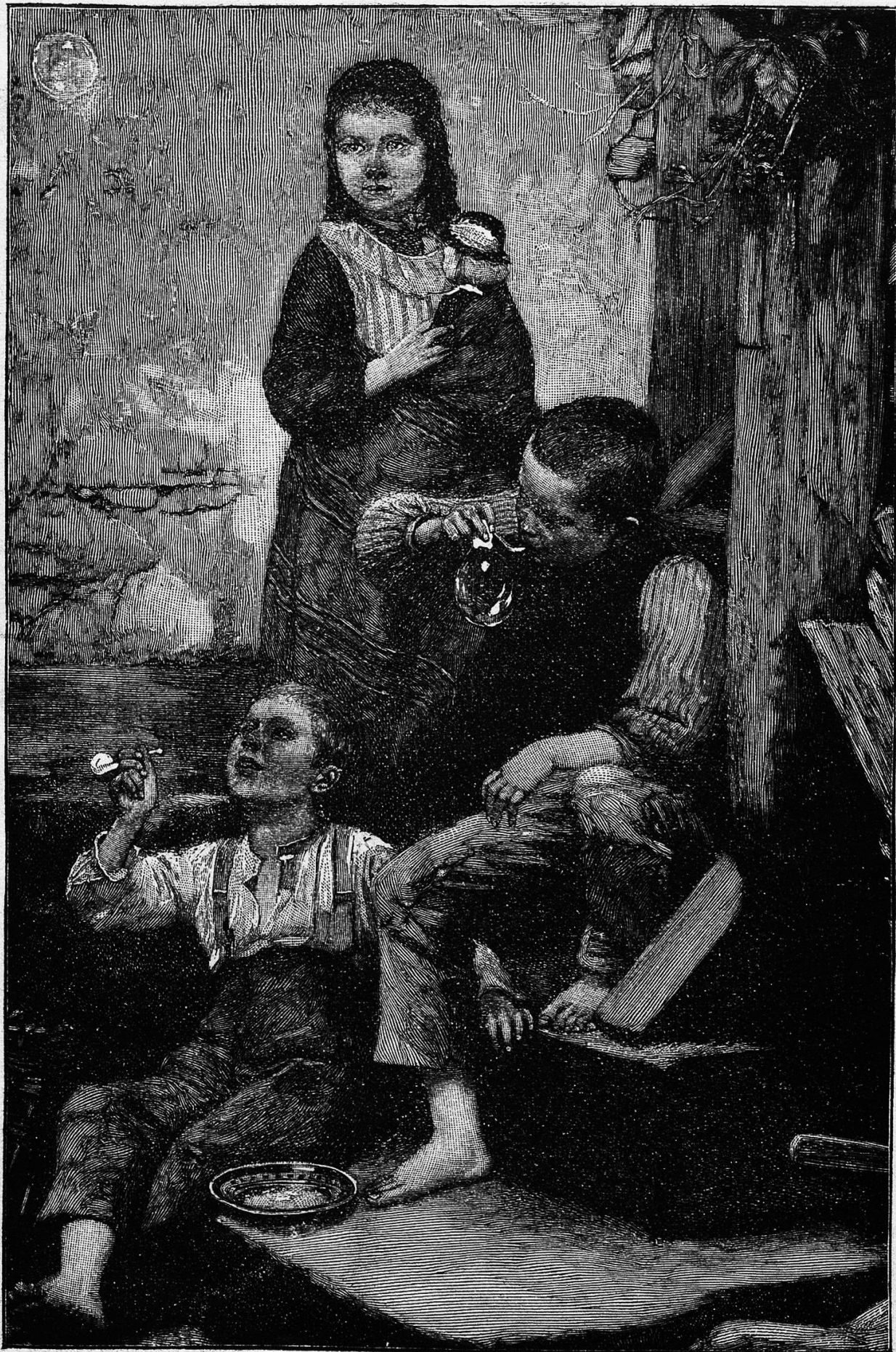
Nachdruck verboten.

Von einer Zürcher Ärztin. *)

An Bord des Helios, den 2. Juni 1897.

Lieber Max! Gestern Morgen früh ging unser Schiff in Port-Said vor Anker. Wir legten nicht weit vom Ufer im innern Hafen

*) Fortsetzung der im ersten Jahrgang begonnenen Beschreibung der Reise, die eine energische und tatkräftige Schweizer Ärztin in die Gegend der türkischen Greuelthaten unternahm, um an deren armenischen Opfern ihr Liebeswerk zu üben. Die folgenden Briefe die uns den interessantesten Teil der Erlebnisse unserer wackeren Landsmännin erzählen, werden nicht geringern Beifall verdienen als ihn die ersten gefunden haben.



„Seifenblasen.“

an, d. h. da, wo der Suezkanal seinen Anfang nimmt. Es hieß, wir würden schon nach 3 Stunden wieder abfahren, so zog ich vor, statt in der Tropenhige ans Land zu gehen, im Schaukelstuhl vom schattigen Deck aus eine Ausschau auf Wasser und Land zu halten. Die ägyptische Küste ist hier außerordentlich flach. Das Städtchen Port-Said hat durchaus einen modernen, ich möchte beinahe sagen: „neuamerikanischen“ Typus. Ein hübscher Quai, regelmäßige Straßen, vielstöckige symmetrisch gebaute Häuser, alles dies sauber, frisch, sehr neu aussehend, — wer sollte da nicht an ein kleines Yankee-Städtchen denken, das über Nacht, wie ein Pilz aus der Erde, wuchs? Die ersichtlich leichte Bauart der Häuser erhöht diesen Eindruck des Modernen, des Ephemeren. In der Tat existirt auch dieser Hafenplatz erst seit der Eröffnung des Suezkanals. Auch Alexandrien nimmt mehr und mehr einen modernen Charakter an, aber die Schatten einer großen Vergangenheit, die Spuren der Weltgeschichte, die unauslöschbar Aegypten anhaften, das noch lebhaft pulsirende orientalische Leben und Treiben selbst in modernen Quartieren, lassen nicht den befremdenden Eindruck aufkommen, den man von Port-Said bekommen muß. Man fragt sich unwillkürlich, wie kommen diese nüchternen, uniformen Häuser unter diesen südlichen Himmel, wo alles Farbe, Licht, Wärme atmet? Was tun diese barfüßigen gelben, braunen, schwarzen Gestalten in Fez, Turban und Hefie auf diesem saubern, modernen Quai, wo man Gehrock, Cylinder und Lackstiefel erwarten dürfte? Die Zivilisation schafft die wunderbarsten Gegensätze, und ihre Werke sind von den unberechenbarsten Folgen für Land und Leute: Wo einst Lehmhütten und Zelte standen, erheben sich heute Paläste und Fabriken (es existirt auf der östlichen Hafenseite eine Cementsteinfabrik, während auf der Westseite ein hoher schlanker Leuchtturm sein Licht 20 Seemeilen weit wirft!), wo einst dürres Erdreich und Sand- und Kreidedünen waren, trägt heute die dienstbare Welle Menschen und Produkte ferner Zonen und verbindet die Völker des Ostens mit denen des Westens! In Aegypten geht unter Ägypten und Arabern der untern Stände die Sage, schon die alten Pharaonen hätten das rote Meer mit dem mittelländischen verbinden wollen und ein Anfang sei gemacht worden, wobei etliche 100,000 Menschen den Mühseligkeiten erlagen. Da habe ein Pharao das Orakel befragt, ob das Werk überhaupt von Menschenhänden durchführbar sei. Die Antwort lautete: „Unter unzähligen Menschenopfern können die Meere vereinigt werden, aber nach der Vollendung wird dies Werk dem eigenen Land zum Schaden und nur den fremden Völkern zum Nutzen gereichen!“ Daraufhin stand der Pharao ab vom Bau des projektirten Kanals.

Es gibt heute noch Eingeborene, welche behaupten, die materiellen Opfer die das Land brachte, seien in keinem Verhältnis zum Nutzen, den

Aegypten vom Suezkanal ziehe — den Hauptvorteil hätten in der That diesem Orakel gemäß die schiffahrttreibenden Völker des Abendlandes! Sicher ist, daß die Instandhaltung des Kanals beinahe ebenso große Opfer fordert, als die Anlage desselben, doch zieht anderseits unbestreitbar Aegypten jedes Jahr größere Vorteile aus der Hebung von Handel und Verkehr, welche der Suezkanal im steigendem Maße fördert. Aber solche indirekte Rentabilität läßt sich schwer ziffernmäßig nachweisen und feststellen. Jedenfalls verdankt gerade Alexandrien entgegen allen Befürchtungen einen guten Teil seines Aufschwunges dieser modernen Schöpfung.

Herr Inspektor B. kam vom Land zurück und machte mich aufmerksam auf die zahlreichen, wunderbar schönen Quallen, welche unser Schiff umschwammen. Es waren zartblaue, durchsichtige, zierliche Tiere von 1 Fuß Länge, die aussahen wie schwimmende Pilze, ihre Farbe bildete einen seltsamen Kontrast zu den gelbgrünlichen Tinten, in denen das Kanalwasser augenblicklich glänzte und glitzerte.

Unser Schiff nimmt hier zahlreiche Reisende an Bord, namentlich Zwischendeck-Passagiere: Syrier, die aus Aegypten kommen; türkische Pilger, die von Mekka zurückkehren; Juden, die über Sava nach Jerusalem pilgern, u. s. w. Die Einschiffung dieses östlichen Publikums und seiner Habseligkeiten geschieht mit der den Orientalen eigenen geräuschvollen Geschäftigkeit. Unter den Muhamedanern sind Araber, Türken, Neger, Tartaren, Tscherkessen reichlich vertreten, unter dem christlichen Element gewahren wir Kopten, Syrier und Abessinier, unter den Juden: Spanier und Russen. So viel Racen und Religionen — so viel Sprachen. Die Ohren schmerzen einen ordentlich von diesem Geschrei und Durcheinander von Vokalen und Konsonanten, namentlich die arabischen Kehllaute machen sich sehr breit und übertönen minutenlang alle andern Idiome. Kaum sind die Söhne Muhameds ordentlich installiert, als sie auch schon mit Gebetsteppich und Kompaß auf unser Deck kommen. Nachdem die Himmelsrichtung nach Mekka festgestellt ist, wird der Gebetsteppich entsprechend auf den Boden ausgebreitet, dann werden die Schuhe ausgezogen und das Beten beginnt.

Mein Reisegenosse erzählte mir, daß ein junger moslemitischer Araber, der in Genf einige Zeit sich aufhielt, in einer Unterredung folgendes bemerkenswertes Urteil über den protestantischen Glauben fällte: „Ich finde, unser Glaube (Islam) ist die Stärke und Größe unserer Männer, während der Protestantismus ein Trost und eine Uebung für Weiber ist.“ Diese seltsame Auffassung versteht man hier im Oriente, wo man täglich sehen kann, wie der Islam das tägliche Leben und Treiben, den ganzen bürgerlichen Handel und Wandel, die zivile und

kriminelle Gesetzgebung tief beeinflusst, ja beherrscht und wie selten man frivole, flauere, indifferente Gläubige trifft, wie es ferner für jeden Mann eine Ehre und eine Notwendigkeit ist, sich an den Religionsübungen regelmäßig und eifrig zu beteiligen. Sieht man dagegen unsere protestantischen Kirchenbesucher an, so sind es zu $\frac{4}{5}$ Frauen, während die Männer in weiten Kreisen nur bei Taufen, Begräbnissen, Hochzeiten oder an Weihnachten einen Gottesdienst besuchen! Andererseits ist es für die Stellung und das Ansehen der Muhamedanerin charakteristisch, daß sie an sehr wenige religiöse Pflichten, rituelle Andachtsübungen (Gottesdienst etc.) gebunden ist. In Schule und Kirchengemeinde zählt sie überhaupt nicht mit.

Schon wollten wir uns in ein religions=philosophisches Gespräch vertiefen, als unsere Aufmerksamkeit abgelenkt wurde. Vom Kanal her kam langsam ein englischer Riesendampfer, der Passagiere aus dem Reiche der aufgehenden Sonne brachte. Unter den vielen englischen Typen, welche man von unserem Schiffe aus deutlich auf dem Deck wahrnehmen konnte, befand sich manch gelbhäutiges, schlißäugiges Individuum, das trotz europäischer Kleidung die asiatische Abstammung nie wird verläugnen können. Speziell die Japanesen sind auf dem Punkte, ganz in englischen Moden und Gebräuchen aufzugehen. In einem halben Jahrhundert dürfte man in Japan ein besseres Englisch sprechen als in England selbst — so versicherte mich einst ein japanesischer Student in Berlin. Je weiter die Tageszeit vorrückte, um so lebhafter wurde es im Hafen. In umgekehrter Richtung wie der Engländer fuhr ein holländisches Linienschiff, das Truppen nach Java, Sumatra etc. beförderte. Alles blitzte von Sauberkeit. Beim Anblick der zahllosen weißgekleideten Soldaten, die Kopf an Kopf auf Deck standen, fragte ich mich verwundert, wie diese Leute Nachts Raum zum Kampiren finden. Herr B. erklärte mir: „Jeder Soldat (und es sind deren gegen 2200 an Bord!) hat seine Hängematte. Nachts werden dieselben in den kabinenähnlichen Räumen, in Korridoren, auf Deck etc., aufgespannt, wobei jedes Endchen Raum ausgenützt wird, um morgens zusammengerollt an einen bestimmten Platz gehängt zu werden. Ein solches Schiff ist gleich einer schwimmenden Kaserne, Exerzierplätze, Offizierswohnungen, Küchen, Vorratskammern, Arsenale, Stallungen, Scheunen etc. Welche Konsequenzen und welche Dimensionen mag ein Schiffsunglück wie eine Kesselplosion, ein Zusammenstoß für einen solchen Dampferkoloß haben! Kaum war dieses Monstrum aus Sicht verschwunden, als verschiedene Handelsschiffe, bald kommend, bald gehend, an uns vorbeizogen, wir zählten in der kurzen Zeit von zwei Stunden 2 Russen, 1 Dänen, 1 Deutschen, 1 Amerikaner und 1 Franzosen! Kurz bevor uns die Glocke des Steward zur Tafel rief, sahen wir noch

einen sehr kleinen, schmalen ägyptischen Schnelldampfer vom Kanal her auftauchen. Er war überfüllt mit moslemitischen Pilgern, die aus Mekka und Medina nach Aegypten zurückkehrten. Die Triebfedern zu diesen Pilgerfahrten sind in 99 von 100 Fällen reiner religiöser Fanatismus und orthodoxe Pietät. Neugier, Vergnügungssucht, Handelsgewinn, Reisespiele spielen kaum eine Rolle. Die Auslagen, die Strapazen, Entbehrungen und Gefahren sind so groß, daß nur ein reinreligiöses Motiv, oder, wenn ich so sagen darf, ideale Spekulationen diese Massen immer wieder in Bewegung zu setzen vermögen. 20% aller Pilger kehren nicht mehr nach ihrer irdischen Heimat zurück! Die tropische Hitze, die Entbehrungen und Mühseligkeiten schon der Reise, die schlechte Verpflegung, die Unreinlichkeit, die Menschenüberfüllung an den heiligen Stätten, Infektionsseuchen und klimaterische Fieber dezimiren besonders diejenigen Gläubigen, die 50 Jahre überschritten haben.

Als wir bei Tische erschienen, fanden wir einige neue Passagiere I. und II. Klasse, nämlich, einen kroatischen Lebensversicherungsagenten, ein unheimlicher Polylott, der in 10 Sprachen konversirte und versicherte, einen englischen Beamten, der aus Indien zurückkehrte und einen Verwandten in Beirut besuchen wollte und zwei junge Schweizer Kaufleute, die sieberkrank irgend woher aus dem fernen Osten der Heimat zustrebten. Trotz der redseligen Anstrengungen des Kroaten wollte kein allgemeines Tischgespräch zu Stande kommen. Herr B. und ich sprachen mit dem Kapitän auf Italienisch über die Pest in Bombay und Bjedalah; die beiden kranken Schweizer unterhielten sich privatissime über ihr Leiden, wobei sie in der irrtümlichen Voraussetzung, daß Niemand am Tisch „schwizerdütsch“ verstehe, allerlei heimatliche, verb=drastische Ausdrücke brauchten, die jedenfalls einen Jeremias Gotthelf entzückt hätten. Herr B. und ich amüsirten uns nicht wenig darüber! Der Kroat ankerte bei dem schweigsamen John Bull, der sich aber in keiner Weise von den Fleischöpfen Aegyptens ablenken ließ. Ich gestand mir wieder einmal, daß, mir persönlich, die Engländer die liebsten Reisegenossen sind. Freundlich und höflich im Privatgespräch, zurückhaltend und bescheiden in größerer Gesellschaft und unter vielen Fremden, schweigsam bei Tisch, bei musikalischer Unterhaltung und beim Spiel, von geschäftlicher Kürze im Dienst und bei der Arbeit: Das ist John Bull außerhalb England!

Ein Schweizer Hotelier in einem unserer größeren Kurorte charakterisirte einst den englischen Kurgast im Gegensatz zum deutschen: Er iszt, zahlt und schwazt nicht, während er vom deutschen Kurgast meinte: Er frißt, zahlt schlecht, reklamirt und plagirt.

Nun, keine Regel ohne Ausnahme — bei dem Aufschwunge der deutschen Kolonialpolitik werden auch die Deutschen das „richtige Reisetalent“ in sich entdecken und ausbilden!

Gleich nach Tisch stachen wir wieder in die See, um endlich das „gelobte Land“ zu schauen. Als wir am andern Morgen früh auf das Deck eilten, sahen wir Jaffa, den Hafenplatz Jerusalems, malerisch im Morgenglanze vor uns liegen. Die glänzend weißen Häuser und gelben Hüttchen steigen terrassenförmig einen felsigen Hügel empor, der ganz isolirt in der flachen Strandebene liegt und den kleinen Hafen beherrscht. Die grellen, blendenden Farben von Küste und Stadt werden wohlthätig gemildert durch das dunkle Grün der Orangenhaine und Baumgärten, die in weitem Umkreis wie mit liebenden Armen das Städtchen umschlingen. Am östlichen Horizont grüßen die kahlen Höhen des Juda-Gebirges herüber. Das Meer war leider sehr unruhig, so daß unser Dampfer sehr weit vom Land anlegen mußte. Der Hafen von Jaffa ist bekanntlich einer der schlechtesten in ganz Palästina und Syrien. Er ist durchsetzt mit Sandbänken und Klippen, ja stellenweise so versandet, daß er selbst für mittlere und kleine Dampfer unzugänglich wird. Der Kapitän riet uns ab, ans Land zu gehen. Er bemerkte, wenn das Meer schon Morgens so unruhig sei, so sei höchstwahrscheinlich bis Abends der Wellengang derartig, daß die Passagiere nach 4 Uhr nicht mehr einschiffen könnten! Tröstend fügte er hinzu: Das Innere der Stadt entspricht keineswegs dem anziehenden, lieblichen Anblick, den Jaffa vom Meer aus gewährt! Ergo, schloß er, boshaft lachend: Behalten Sie Ihre Illusionen, Sie werden ohnehin noch genug bekommen vom Anblick schmutziger Araber-
nester und verfallener Türkenstädte!

Faute de mieux amüsirten wir uns, dem bekannten Schauspiel zuzusehen, wie die arabischen Bootführer unsern Dampfer mit Indianergeheul stürmten, als wir auch kaum geankert hatten. Diese Jaffa-Araber stellen eine viel unansehnlichere Bevölkerung dar im Vergleich zu den ägyptischen Arabern. Weder sind sie so groß und ebenmäßig gebaut wie letztere, noch erfreuen sie sich regelmäßiger, edler Gesichtsbildung. Die intellektuelle und moralische Qualität dieser Race soll gleichfalls der ägyptischen nachstehen. Als die Schreier sich glücklich ihrer Opfer, meistens Zwischendeckpassagiere, versichert hatten, verschwanden bald alle die Ruderboote unter einem taktmäßigen, eintönigen Gesang, der sich nach dem anfänglichen Piratengeheul wie eine Friedensschalmei anhörte. Ich holte nachher meine Bibel und las mit Interesse in der Geschichte des heiligen Landes, soweit sie auf Jaffa Bezug hatte. Jonas I, 3. Apostelgeschichte X und Apostelgeschichte IX 36 *rc.*

In Joppe hatte der widerspenstige Prophet Jonas seine verhängnisvolle Schiffahrt angetreten, um den Befehl Jehovahs zu umgehen und seinem Zorn zu entfliehen. Hier hatte sich im Hause Simon des Gerbers Jahrhunderte nachher Petrus infolge eines Gesichtes endlich dazu verstanden, das Evangelium auch den Unbeschnittenen (Nicht-Juden) zu verkündigen. Hier wurde die fromme, mildtätige Tabitha durch denselben Apostel von den Toten erweckt. Herr B. erzählte mir, die lokale Ueberlieferung habe das Andenken an die Personen des neuen Testaments sehr erhalten, noch heute zeigt man dem Reisenden die Stätte, wo die Apostel und Heiligen wohnten d. h. wo einst ihre Häuser standen.

Bei Tisch ließ uns der Kapitän Wein aus Sarona bei Jafa aufwarten. Bekanntlich hat Jafa seit 1868 eine deutsche Ackerbaukolonie, Württemberger, der protestantischen Templersekte angehörig. Wenige Jahre später wurde in der nur $\frac{3}{4}$ Stunden nordöstlich von Jafa liegenden Ebene Saron eine zweite derartige Kolonie gegründet. Schon im Altertum waren diese Ebene und die angrenzenden Hügel wegen ihrer Fruchtbarkeit bekannt und gepriesen. (Hohel. II, 1 Jes. XXXIII, 9—LXV, 10, XXXV, 2 1 Chron. XXVII, 29). Von dieser Ebene führt auch diese zweite Kolonie und ihr Wein den Namen Sarona. Die Ansiedler beschäftigen sich meistens mit der Kultur von Orangen, Zitronen und vor allem mit Weinbau, dessen Produkte in steigendem Maße exportirt werden. Da ich kein Weinkenner bin, so kann ich nur mein bescheidenes Urteil dabei abgeben, daß einem für gewöhnlich abstinenten Gaumen dieser dunkle Wein sehr angenehm schmeckt. Die „J a f f a = T e m p l e r“ sind zum Teil gute Handwerker, auch Gastwirte, Diener, teils Agenten und Kaufleute, (Export von Seife, Sesam, Olivenöl, Korn, Orangen, Zitronen und Wein), zum kleinsten Teil Weinbauern. Nicht mit demselben glücklichen Erfolg versuchten die Amerikaner sich hier in einer ähnlichen Gründung, welche nach einem ephemeren Dasein wieder einging. Gleich nach 4 Uhr fuhren wir weiter. Vom Deck verfolgten wir mit Feldstecher, Karten und Reisehandbücher den Lauf des Schiffes, das nach dem Kompaß zu urteilen einen genau nördlichen Kurs einschlug. Die Hügel und Berge treten zurück, wir fahren längs eines flachen Küstenlaufes. Bosnische und jüdische Kolonien erheben sich hier auf dem klassischen Boden von Cäsarea und Tantara.

Cäsarea, noch bis ins frühe Mittelalter eine blühende Stadt, wurde bei der Eroberung durch Sultan Bibars 1265 in Schutt und Trümmer gelegt. Erst seit die fleißigen Bosniaken sich hier niedergelassen haben, blüht wieder neues Leben aus diesen Ruinen. Die jüdische Kolonie Samarin, ziemlich landeinwärts liegend vor dem alten, phönizischen Hafen

Dor (jetzt Tantura) 'soll in einem blühenden Zustande sich befinden und alle die Prophezeiungen von der Unbrauchbarkeit der jüdischen Race zur Kolonisation d. h. zum Ackerbau, umstoßen.

Es dunkelt schon ziemlich. Eben noch sichtbar in der rasch hereinbrechenden Dämmerung, erscheint die malerische Ruine Athlit. Diese einst stattliche Burg war, als letztes Bollwerk der Kreuzfahrer in Palästina, erst nach dem Falle Akkas, 1292 vom Sultan Melik el Akefraf von Aegypten erobert und geschleift worden. Unter der Herrschaft der Frankenherzoge hieß sie Castellum Peregrinorum, und durfte sich einst mit den stärksten Festungen des Mittelalters messen! Sie transit gloria mundi.

Während die Küste des heiligen Landes in Nacht und Finsternis verschwindet, sitzen wir noch lange auf Deck, versunken in den Anblick eines grandiosen Sternenhimmels, der zusammen mit der unabsehbaren Meeresfläche um uns herum, gleichsam die Schatten der Vergangenheit vor unserem innern Auge heraufbeschwört. Wie in der Hexenszene des „Macbeth“ eine chronologische Geisterreihe an uns vorüberzieht, so sehen wir im Geiste die Gestalten der Geschichte und Legende versunkener Jahrhunderte an uns vorübergehen. An dieser Küste war es, wo die alten Phönizier auf ihren geschnäbelten, hochbugigen Schiffen, die mit dem Saft der Purpurschnecke gefärbten Stoffe und ihre irdenen und glasierten Töpferwaren nach dem Westen ausführten. Hier wurde Andromeda, die Tochter der Jope von Perseus aus den Banden befreit, mit denen sie an den Felsen geschmiedet war. Unter den Makkabäern kommt die Küstenlandschaft unter das Gesetz Moses. Es folgt die Herrschaft des römischen Adlers. Dann lösen sich Idumäer und syrische Herrscher ab. Indessen hält das Christentum unter dem glaubensstarken Apostel Petrus seinen siegreichen Einzug in die Herzen der Heiden. Noch Jahrhunderte lang ist die Küste bald den weströmischen, bald den byzantinischen Cäsaren tributpflichtig, dann tragen die arabischen Welteroberer mit Feuer und Schwert den Islam, und mit ihm arabische Sprache und Sitte ins Land, nach ihnen kommen die osmanischen Sultane! Jetzt naht blutigrot das fanatische Zeitalter der Kreuzzüge: der Halbmond des barbarischen Ostens und das Kreuz des geharnischten, mittelalterlichen Westens machen sich über 100 Jahre den heiligen Krieg. Nach dem Untergang der fränkischen Herrschaft, 1196, verkommen Land und Leute unter dem bleiernen Scepter ägyptischer Mamelucken, dem harten Joche von Seldschucken und osmanischer Despoten. Das 19. Jahrhundert sieht die Küstenstädte bald unter französischer, bald unter englischer, oder ägyptischer Herrschaft, bis endlich nach 1841 die Türken wieder die Herren des Landes werden.



„All deinen Schmerz stillt's Mutterherz.“

Welche Flut von Siegern und Besiegten, von Herren und Knechten sah dieser Boden! Wann wird wohl dem gelobten Lande die Erlösungsstunde schlagen aus Knechtschaft, Mißwirtschaft und Verfall? Seit 40 Jahren sickern langsam der Sauerteig westlicher Zivilisation, europäischer Bildung, das Ferment eines werktätigen, hilfreichen Christentums in die erstarrten toten Massen des Islams. Kirchen, Schulen, Mhyle, Spitäler, Fabriken, Banken und Handelshäuser, Beslinc, Gründungen aller Art, Eisenbahnen und Telegraph erstehen bald da, bald dort, und trotz allem geheimen und offenen Widerstande der unfähigen Regierungen der orthodoxen Muslims gedeihen diese Schöpfungen und breiten sich aus gleich grünenden Dasen in der Wüste. Das ist der ideale und sichere Weg, wie Christentum und Gesittung des Westens die Barbarei und Unkultur des Ostens besiegen und verdrängen werden, können, und müssen!

Als wir spät in der Nacht das Deck verließen, um die Kajüten aufzusuchen, grüßte das Licht des Leuchtturms vom Karmel wie ein verheißender Stern zu unserm einsamen Schiff herüber. Durch Nacht zum Licht! wird sich einst auch an diesem gesegneten Land bewahrheiten.

Aphorismen.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Der Zufall ist die in Schleier gehüllte Notwendigkeit.

Andre neidlos Erfolge erringen sehen, nach denen man selbst strebt, ist Größe.

Je mehr du dich selbst liebst, je mehr bist du dein eigener Feind.

Die meisten Menschen brauchen mehr Liebe, als sie verdienen.

Das erste Todesurteil.*)

Nachdruck verboten.

Von Anton Dorn.

Vom Schloßturme wehte die Fahne in den Landesfarben und verkündete dem kleinen Städtchen, das sich im Talgrund hinzog, die Anwesen-

*) Der Gegenstand dieser Erzählung, die wir mit der freundlichen Erlaubnis des Verlages und des Verfassers der vortrefflichen Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ ent-